

Winterlicht
Ein Leben vom Schatten zum Licht

Gabriela Mittendorfer

Gabriela Mittendorfer

Winterlicht

Ein Leben vom Schatten zum Licht

Roman

© 2026 Gabriela Mittendorfer
Korrektorat: Corinna Hofinger

Druck und Vertrieb im Auftrag der Autorin/des Autors:
Buchschniede von Dataform Media GmbH
Julius-Raab-Straße 8
2203 Großebersdorf
Österreich

www.buchschniede.at – Folge deinem Buchgefühl!
Kontaktadresse nach EU-Produktsicherheitsverordnung:
info@buchschniede.at

ISBN 978-3-99192-572-9 (Paperback)
ISBN 978-3-99192-677-1 (E-Book)

Das Werk, einschließlich seiner Teile, ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung ist ohne Zustimmung des Verlages und der:s Autor:in unzulässig. Dies gilt insbesondere für die elektronische oder sonstige Vervielfältigung, Übersetzung, Verbreitung und öffentliche Zugänglichmachung.

Danksagung

Dieses Buch ist in aller Stille entstanden aus Beobachtungen, meinen Gedanken, so manchen Erinnerungen und dem Wunsch, ein Licht einfach in Worte zu fassen.

Mein Dank gilt allen, die mich auf diesem Weg begleitet haben, den Menschen, die zuhören und an denen, die an solche Geschichten überhaupt glauben, und all denen, die selbst in dunklen Tagen noch ein Leuchten finden.

Ein besonderer Dank gilt aber meinem Mann Josef für sein Vertrauen, und dass er an mich geglaubt hat und seine Geduld, die Motivation und das freudige Lächeln von meiner Tochter Sandra und meinen Freundinnen Christl und Gudrun, als ich ihnen erzählt habe, dass ich einen Roman schreiben möchte. Ohne sie gäbe es dieses Buch nicht, und ohne ihre Hilfe wäre manches Wort wahrscheinlich nie gefunden worden.

Zum Abschluss danke ich allen Leserinnen und Lesern für jedes stille Verweilen in diesen Worten, für jedes offene Herz und für das Weitertragen dieses kleinen Winterlichts.

Gabriela Mittendorfer

Vorwort

Dieses Buch erzählt eine Lebensgeschichte, nicht die meine, und nicht die eines bestimmten Menschen.

Winterlicht ist völlig frei erfunden, doch in jedem Satz liegt ein Stück Wahrheit in dem, was Menschen fühlen, wenn sie lieben, verlieren und sich aber auch wiederfinden.

Clara, Paul, Marie, Lukas und all die anderen sind Charaktere nur aus Worten, aber vielleicht begegnet man ihnen einmal im eigenen Leben, in einem Blick oder in einem Gedanken, oder in einem stillen Nachmittag am See oder in einer Stadt oder sonst irgendwo.

Ich wollte eine Geschichte schreiben, die nicht laut erzählt wird, sondern leise spürbar bleibt, wie ein Licht im Winter, wenn alles still ist und doch alles da ist.

Clara in ihrer Kindheit

Der Schneeregen klatschte gegen die Fensterscheiben, als Clara auf der Fensterbank kauerte. Unten auf der Straße lachten Kinder, sie warfen sich Schneebälle zu, doch das Lachen klang für Clara wie eine Sprache, die sie nie gelernt oder verstanden hatte.

Clara fuhr mit dem Finger eine Linie ins beschlagene Glas, bis sie ihr verzerrtes Gesicht erkennen konnte. Ein blasser Umriss, fast durchsichtig. Für einen Moment fragte sie sich, ob sie nicht doch unsichtbar war. Unten auf der Straße lachten die Kinder weiter, sehr laut und völlig unbeschwert, als lebten sie in einer anderen Welt, wo es für Clara niemals einen Zugang geben würde.

Am Fensterbrett stand ein altes Marmeladenglas, halb gefüllt mit Knöpfen und Glasscherben und vielen Resten eines Bastelnachmittags mit ihrer Schwester Marie.

Clara nahm es in die Hand, drehte es herum und das wenige Licht, das durch die Wolken fiel, brach sich in

tausend winzige Splitter. Es war, als hätte sie ein kleines Universum in der Hand.

„Wenn man es nur richtig hält“, murmelte sie leise, „sieht selbst das Kaputte noch schön aus.“

Sie stellte das Glas wieder zurück, drehte es so, dass die größte Scherbe nach vorne zeigte. Ein winziger Sonnenstrahl traf sie genau und malte einen zitterigen Streifen aus Licht über Claras Hand.

Für diesen Augenblick war alles unheimlich still. Kein Lachen von draußen, kein Ticken der Uhr. Nur sie und das Glas und dieses schwache, aber unbeirrbar Licht.

Sie zog die Knie an die Brust und presste das Kinn darauf, so fest, dass es ihr sogar wehtat.

Die Tür zum Flur knarrte.

„Du sitzt schon wieder hier ganz allein“, sagte eine warme Stimme. Ihre Schwester Marie, zwei Jahre älter, schob sich ins Zimmer und setzte sich neben sie. Sie roch nach Apfelshampoo. Wahrscheinlich kam sie gerade aus dem Bad.

Clara sagte gar nichts. Worte fühlten sich an wie schwere Steine, die niemand hören wollte.

„Sie sind dumm, weißt du das?“ flüsterte Marie. „Die Kinder in der Schule, die dich immer ärgern, du bist nicht falsch, sie sind nur blind.“

Clara hob den Blick, zögerlich, als traute sie den Worten nicht.

„Und wenn du irgendwann groß bist“, fuhr Marie fort, „dann wirst du sicher einen Ort finden, an dem du nicht mehr unsichtbar bist.“

Clara wollte das glauben, was ihre Schwester sagte. Sie wollte daran festhalten, wie an einem Seil, das sie aus dem Wasser zog.

Doch unten auf der Straße hallte das Lachen weiter, ziemlich laut, fremd und unerreichbar.

Das Klassenzimmer roch nach Kreidestaub und der nassen Tafel, und die Fenster waren beschlagen, und draußen hörte man den Wind an die Fensterscheiben klappern.

Clara saß in der letzten Reihe, sie hatte den Blick gesenkt auf ihr zerknittertes Heft. Die Buchstaben darin waren sorgfältig, fast zu ordentlich, als könnte sie durch sauberes Schreiben die Fehler in ihrem Leben ein bisschen ausradieren.

„Clara Winter“, rief die Lehrerin streng, „lies bitte du den nächsten Absatz.“ Die Stimme der Lehrerin durchfuhr sie wie ein Blitz.

Ein Raunen ging durch die Klasse. Schon jetzt spürte Clara die Blicke der anderen. Sie spürte das Kichern, bevor es überhaupt kam.

Sie räusperte sich, öffnete den Mund, doch ihre Stimme war so leise, dass selbst sie ihre Worte kaum hörte.

„Lauter!“, schrie die Lehrerin.

Ein Junge vorne rief: „Sie hat doch gar keine Stimme!“, und die Klasse lachte unaufhörlich....

Clara spürte, wie ihr Gesicht heiß wurde. Die Wörter im Buch verschwammen, und alles, was sie wollte, war, unsichtbar werden, denn wenn man unsichtbar war, konnte man ja nicht verletzt werden.

Noch einmal ermahnte die Lehrerin sie, dass sie den nächsten Absatz endlich lesen soll. Aber sie wurde Gott sei Dank von der Pausenglocke erlöst.

Als die anderen Kinder laut durcheinanderredeten und sich erhoben, blieb Clara noch kurz auf ihrem Stuhl sitzen. Die Lehrerin schrieb noch die Aufgabe an die Tafel, Kreide knirschte, und der Schnee draußen fiel noch stiller als zuvor.

Vor ihr lag ihr Heft, aufgeschlagen, eine Seite halb beschrieben. An der rechten oberen Ecke hatte sie, ohne es zu merken, eine kleine Zeichnung gemacht, zwei Strichmännchen, die Händchen hielten. Sie starrte darauf, bis die Linien verschwammen.

„Clara?“ Die Stimme kam von rechts. Es war Lena, das Mädchen mit den roten Zöpfen, das sonst nie viel sagte. Sie sah Clara zögernd an, als wolle sie etwas zu ihr sagen, doch dann drehte sie sich schnell wieder weg, weil ein anderer Mitschüler ihr laut zu rief.

Clara blinzelte, schob das Heft in ihre Tasche und sah auf den leeren Platz neben sich. Niemand hatte dort gesessen. Und doch fühlte sie, dass genau dieser leere Stuhl der einzige Ort war, an dem sie sich kurz sicher fühlte, weil dort niemand lachen konnte.

Sie wartete, bis alle draußen waren, bevor sie aufstand. Draußen im Gang hallten die Schritte der anderen wie Donner.

Später schob sie sich mit gesenktem Kopf durch den Gang.

Zwei ihrer Mitschülerinnen, Susi und Angi, stellten sich ihr in den Weg.

„Warum redest du nie?“, verhöhnte sie die eine. „Bist du etwa stumm oder einfach nur dumm?“

Susi griff nach ihrer Schultasche und zog daran, bis sie vom Rücken rutschte. Die Bücher fielen schep-pernd auf den Boden.

Clara kniete wortlos nieder, sammelte ihre Hefte ein. Sie wusste, dass jedes Wort, das sie jetzt sagen würde, die Sache nur noch schlimmer machte.

Da hörte sie hinter sich eine Stimme: „Lasst sie in Ruhe. Ihr Gören.“

Es war Marie! Ihre Schwester. Sie stand mit verschränkten Armen da, das Kinn trotzig erhoben.

Für einen Augenblick hörte das Lachen der Mädchen auf. Sie murmelten noch ein paar Laute und liefen davon.

Clara wollte ihrer Schwester danken, doch die Worte steckten schon wieder fest. Stattdessen sah sie zu ihr auf, mit einer Mischung aus Scham, aber dennoch einer Dankbarkeit.

Marie legte ihr eine Hand auf die Schulter. „Irgendwann“, sagte sie leise, „werden sie dich sehen. Versprochen.“

Clara nickte kaum sichtbar. Tief in ihr brannte ein winziges Licht, kaum mehr als ein Funke, aber es war trotzdem da.

Das Wohnzimmer war hell erleuchtet, der Geruch von Parfum hing in der Luft. Claras Mutter stand vor dem

Spiegel, puderte ihr Gesicht, als wäre sie eine Schauspielerin kurz vor einem Auftritt.

„Halte dich gerade, Clara“, sagte sie, ohne den Blick vom Spiegel zu nehmen. „Du musst lernen, dich besser zu präsentieren. Niemand nimmt ein Mädchen ernst, das so still und nur krumm dasteht.“

Clara senkte die Schultern noch mehr, anstatt sie zu heben. Ihre Mutter sah es nicht, sie hörte auch nicht das Schlucken, das in Claras Kehle stecken blieb.

Ihr Vater war selten da. Er fuhr als LKW-Fahrer oft Wochen durch Europa. Er verdiente zwar das Geld für die kleine Familie, aber Interesse an dieser war eine Fehlanzeige. Heute aber saß er am Esstisch, weil er einige freie Tage hatte, aber den Blick fest in die Zeitung vergraben. Die Worte auf dem Papier schienen wichtiger zu sein als alles andere im Raum.

„Wie war die Schule?“, fragte er so ganz beiläufig, ohne aufzusehen.

Clara öffnete den Mund, wollte von dem Spott erzählen, von den Büchern auf dem Boden, von Marias Hand auf ihrer Schulter. Doch die Stimme kam nicht. Sie war wie immer sprachlos. Sie dachte kurz nach, und dann sagte sie leise, kaum hörbar, aber schließlich:

„Gut.“

„Na also, dann ist ja alles perfekt“, murmelte er und blätterte die Zeitung um.

Marie verschränkte die Arme, sah von der Mutter zum Vater und dann zu Clara. „Ihr merkt aber auch gar nichts, oder?“

Die Mutter seufzt: „Marie, bitte. Ich habe gleich noch einen Termin, ich habe jetzt keine Zeit, belanglose Sachen zu diskutieren. Zieh dir lieber etwas Ordentliches an. Deine Jeans ist komplett von Löchern übersät. Man muss sich ja schämen, wie du aussiehst. Stell dir vor, es kommt jemand zu Besuch vorbei.“

Das Gespräch endete, wie so oft noch bevor es überhaupt begonnen hatte.

Clara spürte, wie das Haus sie erdrückte, so viele Stimmen, aber keine, die sie wirklich erhörte. Nur Marias Hand, die sich kurz nach ihrer streckte, hielt sie davon ab, im eigenen Schweigen unterzugehen.

Später stand Clara am Fenster ihres Zimmers. Die Lichter der Stadt flimmerten in der Ferne, jedes wie ein winziger Punkt, der irgendwo einem Menschen gehörte, aber nur ihr Licht, dachte sie, hatte noch niemand gefunden.

Sie öffnete das Fenster einen Spalt. Kalte Luft drang herein, es roch nach Regen und Metall. Unten im Hof stand der alte Kastanienbaum, kahl und schwarz gegen den grauen Himmel. Seine Äste bewegten sich im Wind wie Hände, die nach etwas griffen.

Clara flüsterte: „Wenn du reden könntest, würdest du mich sicher verstehen.“ Der Baum schwieg natürlich, aber das Rascheln der Zweige klang wie eine Antwort, leise, aber brüchig.

Auf dem Schreibtisch lag ein Schulheft. Sie nahm es und schrieb einen einzigen Satz auf die letzte Seite:

„Ich bin hier.“

Dann klappte sie das Heft zu und legte es unter ihr

Kissen, als müsste sie diesen Satz verstecken, damit ihn niemand zerstörte.

Draußen fiel wieder Regen. Die Tropfen schienen langsamer zu fallen als sonst, fast zärtlich. Clara beobachtete sie, bis ihre Augen schwer wurden.

Die Nacht war still, nur das Ticken der alten Uhr im Wohnzimmer füllte das Haus. Clara aber lag wach in ihrem kleinen Zimmer, das unscheinbar tapeziert war, im Bett. Sie hatte sich die Decke bis zur Nase gezogen. Ihre Gedanken wirbelten im Kopf durcheinander, immer wieder kehrte das Lachen der Kinder aus der Schule zurück und das Schamgefühl, nicht gehört zu werden und still zu sein.

Leise klopfte es an der Tür, und ohne dass Clara etwas sagen konnte, knarrte schon die Tür und Marie kam ins Zimmer, barfuß, mit zerzaustem Haar. „Kannst du auch nicht schlafen?“

Clara schüttelte den Kopf. Marie schlüpfte neben sie ins Bett, warm wie eine zweite Decke. „Weißt du, was ich manchmal mache, wenn es wieder mal so schrecklich ist mit den Eltern?“ flüsterte Marie. „Ich stelle mir dann vor, ich bin an einem anderen Ort. Zum Beispiel auf einer wunderschönen Alm mit Kühen und Pferden auf der Weide, und es riecht dort nach Blumen und Heu. Und da kennt mich niemand, und niemand lacht über mich. Und dort kann ich sein, wie ich bin.“

Clara sah sie mit großen Augen an. „Und das funktioniert?“

„Nur manchmal“, sagte Marie und grinste ein wenig. Sie lachte und zog Clara umarmend fest an sich.

Für einen Moment war das Zimmer kein kalter Raum mehr, sondern eine kleine Alm, auf der sie sicher waren.

„Versprich mir etwas“, sagte Marie ernst. „Egal, was passiert: Wir beide bleiben immer zusammen. Immer.“

Clara nickte heftig, als könnte das Nicken ein Siegel sein. Sie drückte sich fest an Maries Schulter und ihre Stirn an Maries Gesicht, und zum ersten Mal an diesem Tag schief sie in den Armen ihrer Schwester ein, und das ganz ohne Albträume.

Am nächsten Tag saß Marie auf dem Teppich, umgeben von ausgeschnittenen Bildern aus alten Zeitschriften. Sonnen, bunte Blumen, lachende Gesichter, alles, was es in diesem Haus kaum gab.

Marie klebte sie mit klebrigen Fingern an die Wand, bis das Grau des Zimmers fast verschwand.

„Warum machst du das?“, fragte Clara.

„Damit es hier drin heller ist“, antwortete Marie. „Wenn Mama wieder sagt, du sollst mehr lächeln, dann schau einfach hierher. Lächeln geht auch mit den Augen.“

Clara nickte, ohne wirklich zu verstehen, und half ihr, die letzten Ausschnitte anzukleben.

Dann zogen sie die Decke vom Bett und breiteten sie auf dem Boden aus wie eine kleine Insel.

Sie nannten sie „Schwesternhafen“.

Hier war es erlaubt, laut zu lachen, Nonsense zu reden, Träume zu haben, ohne dass jemand sie auslachte.

„Wenn wir groß sind“, sagte Marie, „ziehen wir ans Meer. Nur wir zwei. Kein Streit, kein Lärm. Nur Wind und Wellen.“

„Und Bücher“, fügte Clara hinzu.

„Und Bücher“, wiederholte Marie feierlich und streckte die Hand aus.

Sie schlugen ein, es war der geheime Schwur der Schwestern.

Später, als das Licht aus war und nur der Regen gegen das Dach prasselte, kroch Clara zu Marie unter die Decke.

Sie wusste nicht, dass sie sich Jahre später an genau diesen Moment erinnern würde, an das Flüstern, den Regen und die Wärme einer Hand, die nie losgelassen hatte, bis das Leben sie dazu zwang.

Clara in ihrer Jugendzeit

Es war der erste Sommer, in dem Clara und Marie nicht mehr jeden Nachmittag gemeinsam verbrachten.

Marie hatte inzwischen Freunde, ging auf Partys, sprach von Plänen, die über die kleine Stadt hinausgingen.

Clara sah ihr manchmal nach, wenn sie lachend auf dem Fahrrad davonfuhr, blondes Haar, flatternd im Wind, und fühlte eine Mischung aus Stolz und Sehnsucht.

Sie verstand, dass Marie älter wurde und dass sie ihre eigenen Wege ging. Aber jedes Mal, wenn die Tür ins Schloss fiel, wurde es im Haus ein Stück leiser.

Die Tage wurden länger, aber sie fühlten sich für Clara nicht so an. Marie war immer unterwegs, bei Freunden, beim Sport, bei Proben für das Schulfest. Das Haus klang anders, wenn sie nicht da war. Zu still, zu groß, wie ein Raum, der vergessen hatte, dass man in ihm leben konnte.

Clara saß oft im Garten hinter dem Haus, zwischen den verblühten Blumen. Sie hatte ein altes Notizbuch bei

sich, das Marie ihr einmal geschenkt hatte, mit einem Umschlag aus grauem Leinen und der Aufschrift: „Für alles, was du nicht laut sagen kannst“.

Sie schrieb hinein, fast jeden Tag. Manchmal nur ein Wort, manchmal ganze Seiten, die sie später wieder herausriss, weil sie ihr zu laut vorkamen.

„Marie! Heute habe ich dich im Bus mit deinen Freunden gesehen, aber du hast mich nicht einmal bemerkt. Ich habe davon geträumt, dass wir wieder im „Schwesternhafen“ waren.“

Als sie fertig war, legte sie die herausgerissenen Blätter zwischen die Steine im Gartenweg, als wollte sie sie dort vergraben.

Eines Nachmittags kam Marie nach Hause, lachte laut in der Tür, roch nach Sommer und fremden Parfüms. „Du sitzt ja immer noch hier draußen“, sagte sie, halb liebevoll, halb ungeduldig.

Clara lächelte zaghaft. „Ich warte auf dich.“ Marie blieb einen Moment stehen, die Sonne im Haar, und sah sie an, so als wolle sie etwas sagen. Dann winkte sie nur ab.

„Ich erzähl dir später alles, ja?“

Später kam nie, und sie hatte jetzt selbst eine Zukunft ohne Marie; sie musste das jetzt allein schaffen.

Eines Tages ging Marie weg, um in einer Stadt zu studieren. Um diese Leere zu füllen, fing Clara an zu zeichnen. Erst kleine Skizzen in den Rand ihres Heftes, dann ganze Blätter. Häuser, Bäume und Menschen, die sich nie zu ihr umdrehen werden. Sie zeichnete, bis ihre Finger schmerzten, und spürte zum ersten Mal, dass